

Schule und Schriftsprache

Autor(en): **Gessler, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **10 (1915)**

Heft 1: **Schweizerischer Werkbund S.W.B.**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-171451>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nous sommes prêts également à recevoir en dépôts des collections particulières. Les droits de propriété seront assurés au moyen d'un système spécial et facile à contrôler le numérotage du catalogue.

Nous espérons vivement que notre appel sera entendu, d'autant plus que maintenant déjà de nombreuses demandes nous sont parvenues, en particulier pour illustrer des conférences destinées à nos soldats aux frontières et que l'état actuel encore fort modeste de notre collection ne nous permet pas de servir en même temps comme nous le voudrions les intérêts de notre Ligue et ceux de la patrie.

Nous vous prions d'adresser jusqu'au 28 février 1915 au Contrôle central du Heimatschutz à Berne, 44, Mittelstrasse, les clichés que vous voulez nous offrir ainsi que ceux que vous seriez disposés à nous vendre (avec indication des prix). Les frais de port seront remboursés si on le désire.

20 décembre 1914.

Au nom du Comité central du Heimatschutz:

Le président: Prof. E. Bovet.

Le secrétaire: Dr G. Boerlin.

SCHULE UND SCHRIFTSPRACHE

Von Albert Gessler.

Dieser Aufsatz hätte ebenso gut überschrieben werden können: *Schule und Mundart*; aber es wird sich im folgenden erweisen, warum «Schule und Schriftsprache» als Überschrift gewählt worden ist.

Weshalb übrigens dieser Artikel ausgerechnet im Heimatschutzblatt erscheinen muss? Auf diese Frage sei zunächst Antwort gegeben. Es haben sich in der letzten Zeit wieder allerhand Stimmen erhoben, welche den Dialekt, die Sprache der Heimat, mit eiserner Strenge aus den Schulen verbannen wollen. Das Kategorischste lieferte ein Artikel der Berliner «Täglichen Rundschau», der infolge eines Beschlusses der zweiten reichsländischen Kammer in Strassburg erschienen ist. *) Darin werden die Verfechter des heimatlichen Dialektes im Elsass einfach heruntergeschrien, und es wird ein Mass des Hohnes über sie ergossen, das so voll war, dass nicht nur einige Tropfen, sondern ein ganzer «Blatsch» auch auf Schweizer Gebiet hinübergespitzt ist, wo wir dasselbe oder wenigstens ein ähnliches Alemannisch reden wie die Elsässer.

Am Hebel fest in Hausen im Wiesental, also auf deutschem Boden, hat darum Herr Dr. Albert Oeri, der frühere Obmann der Sektion Basel des «Heimatschutzes», diese vollständige Verkennung der Mundart als eines wesentlichsten Elementes alles Heimatschutzes gebührend zurückgewiesen. Alle Anwesenden, nicht nur die Basler, sondern auch die Reichsdeutschen, welche die grosse Mehrheit bildeten, haben die Ausführungen Dr. Oeris mit Beifall aufgenommen und mochten dabei gedacht haben: dass doch ganz Deutschland diese Rede gehört hätte! Kurz darauf ist in den «Basler Nachrichten» eine Korrespondenz erschienen**), in welcher in vernünftiger Weise der «Sprachschutz» als «Heimatschutz» bezeichnet worden ist. Darin wurde der Gedanke ausgesprochen, dass wir unsere Kinder in den Schulen in streng hochdeutsche Zucht nehmen sollen und müssen; dann verlieren sie am wenigsten ihre Mundart, oder mit den Worten des Einsenders: «Es gilt von Anfang die Kinder (in der Schule) in scharfe Behandlung zu nehmen,

*) Vide «Basler Nachrichten» Nr. 174 vom 16. April 1914, Mittagsausgabe.

**) «Basler Nachrichten» Nr. 290 vom 25. Juni 1914, II. Blatt.

Jedes nicht gutdeutsche Wort ist unbarmherzig zurückzuweisen. Die Arbeit wird und muss den Kindern Anstrengung kosten. Sie werden erleben, was jene Fabrikbesitzersgattin im Thurgau, die den hannoverschen Geschäftsfreund ihres Mannes beherbergen und bei Tisch unterhalten musste und dem Gast beim Abschied gestand, das Maul tue ihr jedesmal weh nach seinen Besuchen. Wir müssen die Kinder während der Unterrichtsstunde, wenn das Bild erlaubt ist, auf der Stange reiten, dann werden wir das Wunderbare erleben, dass in der folgenden Pause, wo die lieben Kleinen nur sanft auf Trense bewegt werden, durch die Macht des Gegensatzes sie wie von selbst zum alten echten Baseldeutsch (resp. Schweizerdeutsch) zurückkehren. »

Das wäre das Ideal. Aber weil wir Ideale im Leben, besonders im Schulleben, nicht verwirklichen können, so müssen wir die Sache anders anfassen, so anfassen, dass uns der Dialekt beim Unterricht in der deutschen Sprache zu Hilfe kommt. Und da kann er uns allerdings vielfach Hilfe gewähren, so sehr, dass wir dem Schüler sehr bald sagen können, ein wie köstliches Heimatsgut wir in der Mundart haben; dass diese nicht ein verdorbenes Gutdeutsch sei, sondern dass im Gegenteil das geschriebene Deutsch aus ihr hervorwachse. Beizeiten kann der Schüler auch auf den Wortschatz der Mundart aufmerksam gemacht und können ihm allerhand Wörter, bildmässige Ausdrücke statt der unbildmässigen der Schriftsprache als treu zu bewahrende erklärt und eingeprägt werden; ich denke da zum Beispiel an « Sommervogel » für Schmetterling, an « Gottesacker » für Friedhof, an « Totenbaum » für Sarg; zu anderen Wörtern ist zu sagen, wie sie im Dialekt heissen; Beispiele wären « Ross » für Pferd, « Gatschu » für Gummi, bei welchem stets im Zweifel steht, ob man den Gummi zum Kleben oder zum Radieren meint.

Dr. Otto von Greyerz hat ein Buch geschrieben: « Deutsche Sprachschule für Berner », *) in welchem er geradezu den Unterricht im Deutschen auf die Mundart gründet. Das ist etwas zu weit gegangen; es ist zwar ein Weg und nicht der schlechteste. Greyerz ist ihn dann weiter gewandelt, d. h. er ist noch um eine Schulstufe zurückgegangen, indem er mit Dietland Studer den « Kleinen Sprachschüler, deutsche Sprachübungen für die Mittelstufe der Volksschule » **) herausgegeben hat. Es ist, wie gesagt, ein Weg, aber ich ziehe doch denjenigen vor, in welchem die Mundart nicht buchmässig vorgetragen wird, sondern wo es in die Hand des Lehrers gelegt wird, sie lebendig zu verwenden. Jede mundartliche Niedersetzung zu schulgrammatischen Zwecken geht über die Mundart hinaus oder wird ihr nicht ganz gerecht; denn der Dialekt wird nur gesprochen, nicht geschrieben. Wenn man ihn genau aufzeichnen will, so braucht man ein eigentliches Hieroglyphensystem, wie es nur die Leute vom Idiotikon und andere Wissenschaftler anzuwenden verstehen, wenn sie eine Mundart phonographisch wiedergeben wollen. Mit einem Buche wie demjenigen von Greyerz stellt sich leicht die Gefahr ein, dass der Lehrer an den mundartlichen Beispielen zu stark hängen bleibt und etwas Knöchernes in den Grammatikbetrieb kommt, welcher ohnehin nicht im Rufe steht, besonders « lustig » zu sein. Wenn aber ein intelligenter Lehrer, der weiss, was er am Dialekte hat, dann und wann, vielleicht jeden Tag oder gar in jeder Stunde auf die Mundart zu sprechen kommt, diese in der Laut-, Formen-, Satz- und Stillehre, je nach dem Alter der Kinder, herbeizieht, aber sich und die Schüler nicht durch ein Buch bindet, so wird der Grammatikunterricht

*) Bern, A. Francke, III. Aufl., 1913.

**) Neueste Aufl. Aarau 1912. Verlag von H. R. Sauerländer & Co.

lebendiger, und man kommt jenem Ideal näher, welches der Einsender in den «Basler Nachrichten» aufgestellt hat, dem heimat- und sprachschützerischen.

Das bis dahin Gesagte gilt im allgemeinen für die Volksschule, die ja von der Mundart ausgehen muss, da die Schüler beim Eintritt in die Schule gar keine andere Sprache kennen.

Beim höheren Unterricht, in den Oberklassen der Bezirks-, Sekundar-, Realschulen und der Gymnasien hat aber die Mundart zurückzutreten und soll als ein Gebiet betrachtet werden, aus dem sich nur gelegentlich Belehrung und Aufklärung holen lässt. Diese fliesst z. B. aus der Mundart in reichem Masse da, wo als zu behandelnder Grammatikstoff die Wortbildungslehre verlangt wird. Da lernen die Schüler aufs neue begreifen, dass sie im Dialekt ein köstliches altes Gut bewahren. Nicht nur im Deutschen, auch im Unterricht in andern Sprachen kann und soll der Dialekt zu Erklärungen beigezogen werden. Ich erwähne das Englische, welches, wenn es z. B. «look» und «luege» oder «roof» = Dach = «Rafe» = Dachvorsprung zusammenstellt, seinen Wortschatz viel eindringlicher einprägen kann, als wenn bloss Wörter nebeneinander gelernt werden, die auf den ersten Blick keine Verwandtschaft aufzuweisen scheinen, in Wirklichkeit aber altes, in unserm Dialekt bewahrtes Stammgut sind. Im Griechischen sodann wird bei dem Kapitel von den doppelten Verneinungen kein Lehrer versäumen, auf Wendungen wie «I ha niene nyt gseh», 's het e keine nyt gseit» aufmerksam zu machen. — In der deutschen Lektüre endlich wird natürlich stetsfort darauf hingewiesen werden, wie die Schriftsprache sich aus dem Dialekte erneuert und ergänzt. Ein Zweig deutscher Lektüre, der in unseren Schweizer Gymnasien gepflegt wird, könnte ohne den beständigen Kontakt mit dem Dialekt kaum existieren: die Einführung in die Werke der mittelhochdeutschen Periode. Da haben wir Alemannen den grossen Vorzug vor den Norddeutschen, dass wir das Nibelungenlied und die Gedichte Walthers von der Vogelweide nach kurzen Erläuterungen des Lehrers verstehen. In Deutschland hat man das Mittelhochdeutsche stark beschränkt; in der Schweiz kann man es dank der Mundart betreiben, ohne zu schwere Opfer an Zeit bringen zu müssen. — Noch einen andern grossen Vorzug gewährt uns der Dialekt, nämlich als vortreffliches «Kampfmittel gegen Phrase und Blasiertheit».*) Dies weiss der höhere Unterricht so recht zu schätzen. Wie oft schon hat, wenn in dem Aufsatz eines Fünfzehn- oder Siebzehnjährigen die Bilder allzu üppig ins Kraut schossen, oder der Schwung der Begeisterung sich zu Schwulst wandelte, ein Wink, dieselbe Sache einmal im Dialekt zu sagen, genügt, um den Schüler selbst mit Lächeln einsehen zu lassen, wie wenig innern Wert seine hochgetürmten Satzgefüge besaßen. Und wenn bei der Lektüre Schillerscher Dramen die leicht entzündete Freude am Deklamieren zum verständnisarmen Getöse verführt, das Wichtiges und Unwichtiges in dasselbe falsche Pathos hüllt, da ist meistens wiederum der Dialekt der beste Lehrer, der zur Natürlichkeit in der Betonung und damit zum verstandesmässigen Durchdringen der Dichterworte zurückführt.

Die Mundart ist also auch auf höhern Stufen des Unterrichts ein wichtiges Lehrmittel. Sie darf aber — wie gesagt — immer erst in zweiter und dritter Linie stehen. Die Hauptsorge des Lehrers wird sich auf das *Hochdeutsche* richten müssen. In diesem sich gewandt und ohne Zuhilfenahme des Dialektes ausdrücken zu können, das ist das Ziel, und es wird nur erreicht, wenn man den Schüler immer denjenigen schriftdeutschen Ausdruck suchen lässt, der eine Sache, einen Ge-

*) Ad. Seiler in der «Schweiz. Pädagog. Zeitschrift. V. Jahrg. IV. Heft (1895).

danken so klar wie möglich und — so gut wie möglich ausdrückt. Neben das grammatische Lehrziel, das der Schüler — zum Teil mit Hilfe der Mundart — in den ersten Schuljahren erreichen muss, tritt das ästhetische. Dem Schüler muss neben dem Bewusstsein der Möglichkeit einer klaren Ausdrucksweise auch ein Licht über die Schönheit des Ausdruckes aufgehen. Er muss die Musik in der Sprache erfassen lernen. Dazu hilft uns der Dialekt meistens nicht. Er bietet Beispiele für Kraft und Durchsichtigkeit der Sprache; aber mit der Verständlichkeit hört seine Hauptwirkung in der Schule auf. Aufgabe des höhern Unterrichtes ist es aber, an hochdeutschen Mustern zu zeigen, wie man gut schreibt; es muss der Stil herausgebildet werden, der in letzter Linie das Abbild eines Charakters in edler Formvollendung werden soll. Dazu können nur die besten prosaischen und poetischen Stücke der deutschen Literatur dienen. Die Mundart und ihre literarischen Produkte kommen dabei kaum mehr in Betracht.

Wohl weiss ich die dialektischen Anklänge in den Werken der Schweizerdichter zu schätzen und ich höre J. Hofmiller^{*)} sehr gerne zu, wenn er sagt: „Wenn sich die Luft in den Werken der Schweizer so viel frischer atmet, als unsere staubige Stuben-, Schul- und Bücherzimmerluft, so verdanken sie es ihrer ehrwürdigen Mundart; sie schreiben ein geadeltes Schweizerdeutsch nicht nur bis in ihre beste Prosa hinein, man spürt es sogar in ihrer hohen Dichtung.“ Dies ist ein wenig übertrieben; wohl gibt es ein „Schweizerhochdeutsch“ im Gegensatz, bisweilen als Ergänzung zum reinen Hochdeutsch, aber dieses ist, wie Dr. J. Stickelberger zeigt^{**)} oft undeutsch und nur in selteneren Fällen zur Bereicherung des guten Deutsch geeignet; ich halte es deswegen in dieser Beziehung mit L. Sütterlin, welchen Stickelberger neben Hofmiller zitiert und der bescheidener sagt: «Also freuen wir uns des bisschen Buntheit, das aus unserm weiten Sprachgebiet noch so anheimelnd herausschimmert, pflegen wir es liebevoll *ohne Überschätzung*».***)

Aber nicht nur die geschriebene Sprache der Schüler soll sich an guten Mustern zu Kraft und Schöne heranbilden; auch ihr gesprochenes Deutsch muss einem gewissen Ideale möglichst genähert werden. Und das erfordert nun nicht allein Belehrung; da gilt es geradezu einen Kampf, und zwar einen Kampf gegen zwei hartnäckige Gegner; der eine ist die angeborene oder anezogene mundartliche Aussprache des Deutschen, der zweite die Mundfaulheit, die mehr ein allgemein menschliches Übel ist. Zu ihrer Bekämpfung sei auf ein anderes Büchlein von Dr. H. Stickelberger hingewiesen: «Die Aussprache des Hochdeutschen»****), welches den Schweizern das Hochdeutsche beibringen will, und zwar ein gutes Hochdeutsch (kein Grossrats- oder Bundesdeutsch), ohne geradezu alle angestammte Eigenart aufzugeben. Unserer Sprechweise sei es z. B. gemässer, wenn wir in «Pferd», «Schwert», wert» ein kurzes offenes *e* sprechen, als dass wir diese Wörter mit langem *e* versehen, wie es die deutsche Bühnenaussprache verlangt.*****) In dem alten Lehnwort «Konstanz» dürfe wohl «scht» zugelassen werden; auch zu «Inspektor» mit scharfem *sp* würden wir uns schwer bequemen. Aber, mit diesen und einigen andern wenigen Ausnahmen, die Stickelberger in seinem früher genannten Büchlein anführt, müssen eben auch in der Schweiz die Lehrer

^{*)} Süddeutsche Monatshefte X, 594. ^{**)} Schweizerhochdeutsch und Hochdeutsch. Ein Ratgeber in Zweifelsfällen bei Handhabung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Zürich 1914. Schulthess & Co. Namentlich S. 93 ff. ^{***)} Das Werden und Wesen der Sprache. Leipzig, Quelle & Meyer, 1913. S. 123. ^{****)} Zweite Auflage. Zürich, Schulthess & Co., 1912. ^{*****)} Theodor Siebs, Deutsche Bühnenaussprache. 8. u. 9. Aufl. Köln a. Rh., Alb. Ahn, 1910. S. 43.

ihre Schüler zu einem reinen Hochdeutsch bringen. Das ist schwierig. Tatsächlich haben die Lehrer bis zu dem Augenblick des Übertritts der Schüler zur Universität oder zum Polytechnikum gegen den Dialekt zu kämpfen, und mancher verlässt auch da noch «ungeheilt die Anstalt». Warum? Manche Lehrer sind nicht streng genug gegen sich selbst. Sie arbeiten sich nicht ernstlich genug aus dem Dialekt heraus und vermögen darum dem Schüler nicht diejenigen Muster von gesprochenem Hochdeutsch darzubieten, deren sie bedürfen, um hierin wirklich «gebildet» zu werden. «Das ist auch nicht nötig,» habe ich schon oft sagen hören. «Wir wollen kein Hochdeutsch, wir wollen Schriftdeutsch lernen; unsere Schüler sollen Schweizer, nicht Preussen werden.» Was ist Schriftdeutsch? Man höre als Antwort eine Stelle aus der Rede, welche im Jahr 1894 Rektor G. Finsler an der Promotionsfeier des Berner Gymnasiums gehalten hat: «Man begnügt sich unter Lehrern und Schülern,» sagt er, «mit dem sogenannten Schriftdeutsch, einer nirgends gesprochenen und auch nirgends verstandenen Sprache, deren Wesen darin besteht, dass man das geschriebene hochdeutsche Wort dialektisch ausspricht. Und weit entfernt, dass man wenigstens darin einverstanden wäre, den Missbrauch als solchen anzuerkennen; man kann sogar hören, diese Art, das Deutsche auszusprechen, sei schweizerische Eigenart und als solche zu konservieren. Das ist aber nichts weiter als eine gröbliche Vermengung zweier Dinge. Schweizerische Eigenart ist der Dialekt, das alte Oberdeutsch, das im Mittelalter die herrschende Schriftsprache war; und diese Eigenart nach Kräften zu wahren, gilt mit Recht als eine Pflicht. Davon ist aber die Frage gänzlich verschieden, wie das Hochdeutsch ausgesprochen werden müsse. Ja man kann kühnlich sagen, dass durch ein Herüberziehen des Hochdeutschen in die dialektische Aussprache der Dialekt selbst auf das ärgste gefährdet werde, weil sich auf diese Weise das Gefühl für die Unterschiede verwischt und schliesslich nichts übrig bleibt, als ein wirres Gemengsel, das weder reines Hochdeutsch noch reiner Dialekt mehr ist.»

Wie gesagt, auch mir sind schon Äusserungen vorgekommen, nach welchen in einem dialektisch gefärbten Hochdeutsch ein Zeichen von Nationalitätsbewusstsein zu erblicken sein soll. Ich habe da nur immer zu merken geglaubt, dass die betreffenden Nationalitätsschwärmer eigentlich das Gefühl einer Unterlassungssünde in sich trugen, die in reiferem Alter sehr schwer mehr gut zu machen ist. Ich möchte in dieser Sache also nur Eines sagen: Wenn ein Lehrer Französisch oder Englisch zu unterrichten hat, so strebt er in erster Linie nach einer möglichst dialektfreien Aussprache, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Schüler, sobald sie nicht dialektfrei reden, sich und den Lehrer blamieren, sobald sie den Boden Frankreichs oder Englands betreten. Soll nun das, wonach wir für fremde Sprachen streben, nicht auch und nicht zuallererst für das Deutsche gelten? Wollen wir nicht ebenso geläufig, wie wir hochdeutsch schreiben, auch hochdeutsch sprechen? Da kommt nun abermals der beliebte Einwand: Was ist Hochdeutsch? Jede deutsche Gegend, sagt man und sagt mit einigem Recht, habe ihre mundartlichen Eigentümlichkeiten, und so gut z. B. das Sächsische sich als Hochdeutsch ausbebe, könne auch unser Schweizer Schriftdeutsch als solches gelten. So sagt man und denkt nicht daran, dass dies in Frankreich und in England sich zum Teil ebenso verhält, und doch wissen alle Gebildeten, was gutes Französisch und gutes Englisch ist. Wer das reine Gutdeutsch sucht, der findet es und findet es in den Schriften, die ich von Dr. von Greyerz und von Dr. Stickelberger genannt habe. Wie diese Herren, so bin auch ich vom Werte unserer Mundart überzeugt und stimme herzlich in den Ruf ein: «Sprachschutz ist Heimatschutz».